

Tamera Alexander

*Wer sein
Herz riskiert*

francke

Ich neige nicht zu Wutanfällen, noch trinke ich übermäßig.“

Da Alexandra nicht übermäßig unhöflich sein wollte, war sie gezwungen, ihn anzusehen. Er bedachte sie mit einem Lächeln, von dem sie wünschte, er hätte es unterlassen.

„Einige würden vielleicht sagen, dass ich vieles habe, das mich für das schöne Geschlecht reizvoll macht, obwohl ich nie auf die Idee käme, das selbst über mich zu sagen. Auch, wenn es die reine Wahrheit ist.“

„Mr Buford, erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen. Ich habe wirklich nicht den Wunsch ...“

Er stand mit einer überraschenden Wendigkeit vom Sofa auf und kniete vor ihr nieder. „Ich habe mit Ihrem Vater gesprochen, Miss Jamison, und er ist der Meinung, dass Sie und ich ein ausgezeichnetes Paar abgeben würden. Ich stimme ihm darin von ganzem Herzen zu. Deshalb bin ich hier, um –“

„Mr Buford, ich muss Sie bitten, nicht weiterzusprechen.“ Alexandra versuchte aufzustehen, aber er ergriff ihre Hand.

„Sie sind ein so reizendes Geschöpf. Ich stelle fest, dass ich mit jeder Minute mehr von Ihnen angetan bin.“

Er hob ihre Hand an seinen Mund, um sie zu küssen. Auf seiner Oberlippe glänzte der Schweiß.

Alexandra entzog ihm schnell ihre Hand, bevor er sie berührte, und stand auf, um Abstand zwischen ihnen aufzubauen. „Mr Buford, bitte entschuldigen Sie mich oftmals. Aber mein Vater hat in dieser Angelegenheit nicht mit mir gesprochen. Bitte vergeben Sie mir, aber ich muss offen mit Ihnen sprechen. Offener, als es normalerweise meine Art ist.“

Er stützte sich an der Sessellehne ab und erhob sich. „Es besteht kein Grund zur Zurückhaltung, meine Liebe. Mir ist bewusst, dass Ihre Familie zwar nicht mehr in dem Umfang vermögend ist wie früher, aber Ihre gesellschaftlichen Beziehungen und Ihr Familienname sprechen deutlich für Sie. Und Sie als Person haben reichlich Vorzüge, die jeder Mann bei einer Ehefrau begehrenswert finden würde.“

„Mr Buford ...“ Alexandra zitterte vor Wut über die Rücksichtslosigkeit ihres Vaters, aber sie zwang sich, die Worte auszusprechen. „Ich fühle mich zwar ... geehrt, dass Sie mich Ihrer Zuneigung für würdig erachten, aber ich kann Ihren Antrag nicht annehmen.“

„Aber ... Ihr Vater hat mir versichert, dass Sie ...“

Die Tür zum Salon ging auf und ihr Vater trat ein. Sie entdeckte ihre Mutter, die mit großen Augen hinter ihm in der Eingangshalle stand.

„Mr Buford, bitte seien Sie mir nicht böse. Aber ich bin sehr müde. Ich wünsche Ihnen und meinen Eltern noch einen schönen Abend.“ Als sie das Zimmer verließ, packte ihr Vater sie am Arm und zog sie auf dem Flur beiseite. Sie sah, wie auch

noch das letzte bisschen Geduld, das er heute Abend aufgebracht hatte, aus seiner Miene wich.

„Du hast meine Wünsche in dieser Angelegenheit schon einmal ignoriert“, flüsterte er. „Du wirst das nicht wieder machen.“

„Du kannst mich nicht dazu zwingen.“

„Oh, doch! Und ob ich das kann.“ Sein Griff wurde stärker. „Ich bin dein Vater. Ich habe jedes Recht, solche Entscheidungen für dich zu treffen. Du bist schon viel zu alt. Das ist zu deinem eigenen Besten und zum Wohl unserer Familie.“

Alexandra riss sich los. Die Überraschung im Gesicht ihres Vaters verlieh ihr unerwarteten Mut. „Es tut mir leid, Vater. Aber das ist meine Entscheidung.“ Sie nahm ihre Handtasche vom Tisch, auf dem sie sie am Nachmittag abgelegt hatte. Dann hörte sie die Stimme ihrer Mutter hinter sich.

„Bitte, Alexandra“, flüsterte sie. „Hör auf deinen Vater.“

Alexandra drehte sich um und sah Tränen über das Gesicht ihrer Mutter laufen. „Mutter, du kannst doch nicht wirklich glauben, dass dies das Beste wäre!“

„Er ist dein Vater, Alexandra. Er ist das Haupt dieses Hauses und du musst doch sehen, dass es weise ist ...“

„Nein.“ Alexandra schüttelte den Kopf, obwohl ihre eigenen Tränen sich Bahn zu brechen drohten. „Ich sehe es in deinen Augen. Du stimmst ihm nicht zu. Warum sagst du nichts? Warum setzt du dich nicht für mich ein?“

Neue Tränen traten ihrer Mutter in die Augen. Aber da sie Schritte aus dem Salon kommen hörte, stürmte Alexandra zur Haustür hinaus und auf die Straße.

Kapitel 2

Alexandras Kehle war vor wütender Erregung wie zugeschnürt. Sie ging weiter und weiter, bis ein Stechen in ihrer Seite sie schließlich veranlasste, ihr Tempo zu verlangsamen. Die Sonne war längst untergegangen, und obwohl sie kein bestimmtes Ziel hatte, lief sie weiter. Sie wollte einfach nur Abstand zwischen sich und ihren Vater bringen. Und zwischen sich und Mr Horace Buford, der es zwar gut meinte, aber völlig irregeleitet war.

Das Gespräch im Salon wiederholte sich ständig in ihrem Kopf und sie wurde zusehends wütender. Aber etwas in ihr wusste, dass ihr Vater recht hatte. Nicht damit, dass sie Mr Buford heiraten sollte, sondern damit, dass es höchste Zeit war, etwas aus ihrem Leben zu machen.

Sie war fast sechsundzwanzig und wohnte immer noch bei ihren Eltern. Die meisten Freundinnen in ihrem Alter hatten schon vor Jahren geheiratet und Kinder bekommen. Wenn David bei jenem Unfall nicht gestorben wäre, wäre auch sie schon verheiratet und von den erdrückenden Forderungen ihres Vaters befreit.

Aber sie hätte schon vorher eine Möglichkeit finden müssen, aus ihrem Elternhaus auszuziehen, auch, wenn eine solche Entscheidung mit Unannehmlichkeiten verbunden war. Diese möglichen Unannehmlichkeiten hatten dafür gesorgt, dass sie an ihrer Situation nichts geändert hatte. Sie hatte zu große Angst gehabt, um es allein zu versuchen.

Dann war David in ihr Leben getreten. Er war alles gewesen, was sie je gewollt hatte. Er hatte ihr Liebe, Sicherheit und ein nettes, wenn auch bescheidenes Zuhause geboten. Sie hatte seinen Antrag ohne zu zögern angenommen. Aber das Leben, das sie gemeinsam geplant hatten, war ihnen ohne Vorwarnung entrissen worden, und das alles aufgrund des Flüchtigkeitsfehlers eines Lokführers.

Harrison Kennedy. Würde sie diesen Namen und alles, was er ihr geraubt hatte, je vergessen?

Das Bild von Davids Gesicht stand ihr deutlich vor Augen und sie erinnerte sich an ihr letztes Gespräch, bevor sie an jenem Morgen auf dem Bahnhof von Memphis in den Zug gestiegen waren. Nach zwei wundervollen Tagen, an denen sie eine Wohnung in der Nähe des Universitätsgeländes gesucht und gefunden hatten.

„Die Arbeiter, mit denen ich gesprochen habe, können nicht lesen, Alexandra. Sie wissen überhaupt nicht, was in dem Vertrag steht, den man ihnen gegeben hat. Aber wenn sie ihre Arbeit behalten wollen, müssen sie ihn unterschreiben, sobald sie nach Nashville zurückkommen. Geh doch mit Melba schon los und setzt euch in

den Damenwaggon. Da sie deine Begleitung ist, darf sie dort mitfahren. Ich fahre im vorderen Abteil mit den Arbeitern mit.“

Sie hatte den ständig verknitterten Aufschlag seines Jacketts glatt gestrichen, der irgendwie zu seinem Beruf als Universitätsprofessor gepasst hatte. „Glaubst du, dass man das erlaubt? Dass du im Freigelassenen-Waggon mitfahren darfst?“

„Ich bezweifle, dass jemand etwas sagen wird. Aber wenn man mich hinauswirft, suche ich dich und Melba, bevor der Zug aus dem Bahnhof ausläuft.“

Sie hatte genickt und war so stolz auf ihn gewesen. Und dankbar für Melba, die in der Nähe gestanden hatte. Sie war die perfekte Anstandsdame und ihre Freundin, der sie bedingungslos vertrauen konnte. „Müssen Sie denn immer Lehrer sein, Mr Thompson?“, hatte sie ihn geneckt.

Er hatte die Achseln gezuckt. „Jedem, der etwas lernen will, sollte der Zugang zu Bildung offenstehen.“

Sie lächelte über seinen oft zitierten Satz. „Die West Tennessee State School kann sich glücklich schätzen, dich in ihren Reihen zu haben.“

„Sie können sich glücklich schätzen, *uns* in ihren Reihen zu haben, Alexandra. Ohne dich könnte ich das nicht machen. Ich hoffe, das weißt du.“

Sie liebte diesen Mann so sehr. Seine Großzügigkeit und Freundlichkeit, seinen Verstand, seine Weigerung, sich durch die gesellschaftlichen Gepflogenheiten von seinen Überzeugungen und seiner Berufung als Lehrer abbringen zu lassen. Er war in einer Familie aufgewachsen, die gegen die Sklaverei gewesen war. Das hatte seine Einstellung schon sehr früh geprägt und er hatte Alexandra sanft die Augen für die Wahrheit geöffnet, die schon lange in ihr geschlummert hatte.

„Ich bin so stolz auf dich, David. Du bist ein ausgezeichnete Lehrer.“

„Was Letzteres angeht, bin ich mir nicht so sicher, aber wenigstens kann ich die Verträge lesen und diesen Leuten erklären, was sie unterschreiben. Aber was Ersteres angeht ...“ Er schaute sich um, dann zwinkerte er und küsste sie schnell auf die Stirn. „Mir geht es mit dir genauso. Wir sehen uns zu Hause!“

Wir sehen uns zu Hause. Wir sehen uns zu Hause. Die Worte jenes Tages hallten in ihr wider.

Sie hatte ihn danach nicht mehr lebendig gesehen.

Alexandra wischte sich die Tränen von den Wangen, während sie in der aufziehenden Dämmerung eine tiefe, grausame, gähnende Leere in sich spürte. Plötzlich hob sie ihren Kopf und lauschte.

Gesang. Irgendwo in der Ferne.

Sie schaute sich um und bemerkte schließlich das Licht, das aus den Fenstern eines Gebäudes am anderen Ende der Straße drang. Sie ging näher heran und blieb vor einem Plakatständer am Eingang stehen. Darauf stand zu lesen: *Mittwoch, 9. August, 19 Uhr, die Masonic Hall präsentiert Händels Esther-Oratorium.* Von

dem bekannten Komponisten und seiner Interpretation der biblischen Geschichte fasziniert und von den majestätischen Stimmen angezogen, öffnete sie leise die Tür und trat ein.

Die Eingangshalle war nur schwach beleuchtet.

Sie war froh, dass sie ihre Handtasche mitgenommen hatte, und stellte sich darauf ein, Eintrittsgeld zu zahlen, aber der Eingangsbereich war leer. Niemand saß am Kassentisch. Die Klaviermusik schwoll an, ebenso wie eine Sopranstimme, die so voll und kräftig war, so himmlisch, dass Alexandra trotz der Wärme des Gebäudes eine Gänsehaut über die Arme lief. Dann stimmte ein Chor mit ein. Sie schloss die Augen und ließ die Schönheit der Harmonien ihren immer noch schwelenden Schmerz lindern.

Von der Musik fasziniert, ging sie weiter durch einen Flur, der in einen kleinen Saal führte. Zu ihrer Überraschung war nur die Hälfte der Plätze mit Zuhörern gefüllt. Das war bei dieser wunderschönen Musik kaum zu glauben. Aber als ihr Blick zu den Interpreten auf der Bühne wanderte, erstarrte sie.

Alle Sänger waren Schwarze.

Außerdem bestand das Publikum zum größten Teil aus schwarzen Männern und Frauen. Nur eine Handvoll Weiße waren anwesend. Obwohl ihr diese Entdeckung nicht das geringste Unbehagen bereitete, fiel ihr unwillkürlich auf, dass sie noch nie zuvor bei einem Konzert gewesen war, das Schwarze und Weiße gemeinsam besucht hatten.

David wäre begeistert.

Eine schmerzliche Sehnsucht traf sie erneut. Sie suchte sich schnell im hinteren Teil des Raumes einen Platz, während sie sich fragte, ob sie je aufhören würde, ihn zu vermissen. Seit der liebe Jacob im Krieg gefallen war, wusste sie, dass die Zeit half, die Wunden zu heilen. Aber David hatte ihr Leben auf eine Weise ausgefüllt wie kein anderer Mensch. Er hatte sie ermutigt, sich selbst herauszufordern, die Welt mit anderen Augen zu sehen. Er hatte sie zu einem viel besseren Menschen gemacht, als sie es zuvor gewesen war.

Sie wollte nie wieder diese Frau von früher sein. Ihr Leben sollte einen Sinn haben. Einen Sinn, der über eine arrangierte Ehe, die sie unter keinen Umständen wollte, hinausging.

Das Tempo der Klaviermusik veränderte sich und die starke Sopranstimme auf der Bühne stieg hinauf in höhere Sphären. Alexandras Aufmerksamkeit war wieder wie gebannt, genauso wie die aller anderen Zuhörer im Raum. Sie gab sich vollständig der Musik hin und war für diese Ablenkung dankbar. Eine Stimme von solcher Perfektion, die das Stück mit scheinbarer Leichtigkeit vortrug, war fast unglaublich. Die Kantate wies einen fließenden Übergang von einem Stück zum anderen auf und mündete schließlich in dem Duett, auf das sich Alexandra schon